

btb

»So lebensprall wie grandios.«

New York Times

»Das Buch hat meine Sicht auf die Welt verändert ...
Wunderbar geschrieben und absolut faszinierend.«

The Guardian

»Das liest sich, als hätten die Götter Washburn
auserwählt, um all die Herrlichkeit und Traurigkeit dieser
Inseln in der Geschichte einer einzigen Familie
unterzubringen.«

San Francisco Chronicle

»Man wird sofort gepackt, in hawaiianische Wasser
geworfen und schließlich wieder ausgespuckt, atemlos
und verändert ... Washburns Sprache hat etwas
Magisches, einen leidenschaftlichen, lebendigen Zauber.«

O, The Oprah Magazine

»Von Zeit zu Zeit taucht ein Debütroman auf,
der so unerwartet treffsicher und melodisch klingt,
dass sich Lesen wie ein Wunder anfühlt.«

Seattle Times

»Hawaiis uralte Geschichte und üppige Natur pulsieren in diesem Buch ... Ein aufrüttelnder, herzerreißender Roman über Verlust und die Beständigkeit von Leben, Hoffnung und Güte.«
Daily Mail

»Auf absolut originelle Weise mischt sich harte hawaiianische Realität mit einer Welt der Wunder und des Übernatürlichen.«
Vanity Fair

»Dieser Roman beschert uns den Geist von Hawaii, von seinen duftenden Urwäldern bis zu seinen kulturellen Traditionen, und trotz unterschwelliger Traurigkeit das Gefühl tropischer Sonne.«
Minneapolis Star Tribune

»Washburns Leidenschaft für seine Charaktere und die Landschaft seiner Heimat Hawaii sorgt für eine fesselnde Geschichte über Vermächtnis und Familienbande.«
Los Angeles Times

»In diesem unvergesslichen Roman über Familie und Schicksal verwebt sich magischer Realismus mit den Legenden von Hawaii.«
USA Today

»Washburns herausragender Debütroman zeichnet ein lebendiges Porträt hawaiianischer Identität, Mythologie und Diaspora.« *Publishers Weekly*

»Washburns erster Roman ist eine Geschichte über Hawaii und seine Kraft ... Ein mehr als bemerkenswerter Vorstoß in die Gegenwartsliteratur.« *Kirkus Reviews*

»Ein wunderschön geschriebener Debütroman.« *Vogue*

»Alte Mythen krachen gegen neue Realitäten, Liebe ist nur mit Kummer zu haben, Glaube schrammt an Magie, Komik verschmilzt mit Tragik ... Ein wildes Debüt.« *Marlon James*

»Washburn ist ein außerordentlich brillantes neues Talent.« *Tommy Orange*

»Dieser leidenschaftliche Schriftsteller gibt alles dafür, dass wir Hawaii als Ganzes sehen: seine stolzen Ahnen und Götter und Geister, aber auch die in Auflösung begriffenen Familien und Hoffnungslosigkeit und Armut. Und Rätsel und Schönheit an jeder Ecke.«

New York Times Book Review

Nainoa ist sieben Jahre alt, als er von einem Ausflugsboot in den Pazifik fällt und bald von mehreren Haien umkreist wird.

Alle befürchten das Schlimmste, doch der größte Hai trägt ihn sanft im offenen Maul zu seiner Mutter zurück – ein Gunstbeweis der alten hawaiianischen Götter, wie alle Umstehenden beteuern. Seit diesem Unfall ist Nainoa in der Stadt eine Berühmtheit, doch die Freude darüber weicht mit der Zeit der harschen Realität – ein Hawaii, das durch den rücksichtslosen Vormarsch des Kapitalismus wirtschaftlich und kulturell zerstört wird. Nainoas Familie gehört ohnehin nicht zu den Reichen, und als die Zuckerrohrindustrie zusammenbricht, wachsen die finanziellen Probleme.

Schließlich entscheiden sich Nainoa und seine beiden Geschwister Dean und Kauai dazu, aufs amerikanische Festland zu ziehen, um Abstand zu gewinnen und ihren eigenen Weg zu gehen. Doch Hawaii lässt sie nicht los, und Nainoas Kampf mit den Geistern seiner Vergangenheit zwingt bald alle drei zurück nach Hause ...

KAWAI STRONG WASHBURN ist an der Hamakua-Küste von Big Island, Hawaii geboren und aufgewachsen. Er studierte Makroökonomie an der Columbia University in New York City, bevor er zur Literatur wechselte und Schriftsteller wurde.

Heute lebt er mit seiner Frau und seinen Töchtern in Minneapolis. »Haie in Zeiten von Erlösern« ist sein erster Roman, für den er u. a. mit dem PEN/Hemingway Award ausgezeichnet wurde.

Kawai Strong Washburn

Haie in Zeiten
von Erlösern

*Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Cornelia Holfelder-von der Tann*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel »Sharks in the Time of Saviors«
bei Farrar, Straus and Giroux, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2024

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2020 Kawai Strong Washburn

Copyright © 2022 der deutschsprachigen Ausgabe
im Luchterhand Literaturverlag, München

Umschlaggestaltung: buxdesign | Daniela Hofner

unter Verwendung eines Motivs von © plainpicture / Ludovic Mornand

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MSP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71924-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

*Für Granny, die mich 80 Meilen hin und her
gefahren hat, um das nächste Buch der Serie
zu beschaffen.*

ERSTER TEIL



RETTUNG

MALIA, 1995

Honoka'a

Wenn ich die Augen schliesse, sind wir alle noch am Leben, und es wird offenbar, was die Götter von uns wollen. Die Mythen, die die Leute über uns erzählen, mögen ja mit jenem türkisblauen Tag vor Kona und mit den Haien anfangen, aber ich weiß es besser. Unser Anfang war viel früher. *Dein* Anfang war viel früher. Das Königreich Hawai'i war schon lange zerstört – der atmende Regenwald und die singenden grünen Riffe zermalmt vom Haole-Kommerz der Beach-Resorts und Wolkenkratzer –, und so lange schon rief das Land. Das weiß ich jetzt durch dich. Und dass die Götter nach Veränderung hungerten und dass du diese Veränderung warst. In unseren ersten Tagen habe ich so viele Zeichen gesehen, aber ich habe nicht geglaubt. Das erste Zeichen kam, als dein Vater und ich nackt auf seinem Pick-up waren, im Waipi'o Valley, und die Nachtmarschierer sahen.

Wir waren an einem Freitag ins Waipi'o Valley gefahren, *pau hana*. Auntie Kaiki hütete zu Hause deinen Bruder, und dein Vater und ich wussten, dass wir diesen kinderfreien Abend nutzen würden, um uns um den Verstand zu vögeln, waren schon ganz kribblig, wenn wir nur dran dachten. Ist ja auch klar, oder? Unsere Haut dunkel von der Sonne und

dein Vater damals noch mit seinem Footballspieler-Body, ich mit meinem vom Basketball, und die Liebe war für uns das Tollste überhaupt. Und da war das Waipi'o Valley: eine wilde grüne Schlucht, zerteilt von einem silbrig braunen, spiegelglatten Fluss, dann ein breiter schwarzer Sandstrand, der in den schäumenden Pazifik führt.

Langsam runter auf den Talgrund im klapprigen Toyota Pick-up deines Vaters, Haarnadelkurve um Haarnadelkurve, rechts ein fast senkrechter Absturz, unter den Reifen geflickter Teer, die Straße so steil, dass sich die Kabine des Wagens mit dem Geruch des überhitzten Motors füllte.

Dann auf dem Talgrund ein holpriger Fahrweg aus Sand und taillentiefen Schlammfützen, und wir waren am Strand und parkten direkt an den gesprenkelten schwarzen Steineiern, die den Sand säumten; dein Vater brachte mich zum Lachen, bis meine Wangen brannten und die letzten Schatten der Bäume lang in Richtung Horizont fielen. Der Ozean donnerte und knisterte. Wir rollten unsere Schlafsäcke auf der Ladefläche des Pick-ups aus, auf der nach Kies riechenden Schaumstoffmatte, die dein Vater extra für mich hingelegt hatte, und sobald die letzten Teenager gegangen waren und ihre wummernden Reggae-Bässe im Wald verklungen, zogen wir uns aus und machten dich.

Ich glaube nicht, dass du meine Erinnerungen hören kannst, nein, also ist das, was ich jetzt sage, nicht zu *pilau*, und ich erinnere mich einfach gern. Dein Vater packte eine Handvoll von meinem Haar, dem Haar, das er liebte, schwarz und hawaii-wellig, und mein Körper begann sich rhythmisch an sein Becken zu drängen, und wir stöhnten

und keuchten, pressten unsere stumpfen Nasen aneinander, und ich schob uns auseinander und setzte mich rittlings auf ihn und machte weiter, und unsere Haut war so heiß, dass ich sie am liebsten aufbewahren wollte, für all die Momente, in denen ich je wieder frieren würde, und seine Finger streichelten meinen Hals und seine Zunge meine braunen Brustwarzen, die Zärtlichkeit war ein Teil von ihm, den niemand je sah, und unser Sex machte seine Geräusche, und wir lachten ein bisschen und machten die Augen zu und wieder auf und wieder zu, und das letzte Tageslicht verschwand, während wir immer weitermachten.

Wir lagen auf unseren Schlafsäcken, und in der kühlen Luft fühlte sich unsere feuchte Haut ganz frisch an, und plötzlich wurde das Gesicht deines Vaters ernst, und er rollte sich von mir weg.

»Siehst du das?«, fragte er.

Ich wusste nicht, was er sah – ich war immer noch dabei, aus einer Art Nebel aufzutauchen, rieb immer noch meine Schenkel aneinander wegen des Kribbelns dort, dem letzten Rest des Ansturms unserer Liebe –, aber dein Vater setzte sich jäh auf. Ich ging auf die Knie, immer noch trunken vom Sex. Meine Brüste schwangen gegen seinen linken Bizeps, und mein Haar fiel über seine linke Schulter, und obwohl ich erschrocken war, war mir immer noch nach Sex, und ich hätte ihn am liebsten wieder in mich hineingezogen, auf der Stelle, Gefahr hin oder her.

»Da«, flüsterte er.

»Ach, komm«, sagte ich. »Hör auf mit dem Quatsch, Lolo.«

»Da«, sagte er wieder. Und ich schaute hin, und was ich sah, machte mich schlagartig nüchtern.

Oben auf dem entfernteren Kliff war eine lange Reihe zitternder Lichter erschienen, langsam auf und ab wippend bewegten sie sich den Kamm entlang. Grün und weiß, flackernd, es mussten fünfzig Stück sein, und dann erkannten wir, was diese Lichter waren: Flammen. Fackeln. Wir hatten von den Nachtmarschierern gehört, waren aber immer davon ausgegangen, dass sie nur ein Mythos waren, Teil eines Hymnus auf das verlorene Hawai'i, diese Geister der längst verstorbenen *ali'i*. Aber da waren sie. Marschierten langsam das Kliff entlang zum hinteren Ende des Tals, was auch immer dort in der Feuchte und Dunkelheit auf untote Könige warten mochte. Die Kette der Fackeln arbeitete sich langsam voran, blinkte zwischen den Bäumen auf, mal tiefer, mal höher, und dann plötzlich erloschen die Flammen allesamt.

Ein lautes Ächzen hallte durchs Tal, überall um uns herum, das Geräusch, das in meiner Vorstellung ein sterbender Wal machte.

Was auch immer dein Vater und ich hätten sagen wollen, blieb uns in der Kehle stecken. Wir sprangen von der Ladefläche und zogen uns hastig an, die Zehen voller kratzigem, schwarzem Sand, hüpfend und keuchend, und nichts wie ins Auto, Motor anlassen, und dein Vater ließ den Motor aufheulen, als wir durchs Tal zurückkrasten und die Scheinwerfer über Steinbrocken und Schlammfüßen und leuchtend grüne Blätter huschten, und die ganze Zeit wussten wir, dass diese Geister in der Luft hinter uns waren, um uns herum, und wenn wir sie auch nicht sahen, fühlten wir sie doch. Der

Pick-up sprang über die ausgefahrene, marode Teerstraße, mal Bäume und Himmel in der Windschutzscheibe, dann wieder der Boden, rauf und runter, alles schwarz und blau, bis auf das, was unsere Scheinwerfer erfassten, und dein Vater jagte den Wagen zwischen den lauernden Bäumen hindurch und die vielen Kehren zum Ausgang hinauf. Wir entfernten uns so schnell vom Talgrund, dass unten nichts mehr zu sehen war als die paar Lichter von Häusern weiter hinten im Tal, die Silhouetten der Taro-Wasserfelder, weiß jetzt mitten in der Nacht.

Erst am Aussichtspunkt hielten wir an. Die Kabine war voll von Panik und gequältem Metall.

Dein Vater atmete tief durch und sagte: »Großer Gott.«

Es war das erste Mal seit langem, dass er etwas sagte, was mit Religion zu tun hatte. Und da waren keine Fackeln mehr, keine Nachtmarschierer. Wir hörten unser Blut in unseren Ohren pochen, und es sagte *wir leben, wir leben, wir leben*.

Nur eins von diesen Dingen, sagten wir uns, dein Vater und ich, bald danach und viele Jahre lang. Schließlich hatten so viele Leute in Hawaii ähnliche Sachen gesehen; wenn es bei einem Strand-Barbecue oder auf einer *lanai*-Party so richtig *kanikapila*-mäßig zuging, hörte man oft solche Storys.

Die Nachtmarschierer – du warst in jener Nacht gezeugt worden, und deine ganzen ersten Jahre hindurch passierten noch seltsamere Sachen. Wie sich Tiere in deiner Gegenwart veränderten. Plötzlich ganz ruhig, stupsten sie dich mit der Nase und umringten dich, als wärest du eins von ihnen,

egal, ob es Hühner, Ziegen oder Pferde waren. Es passierte prompt und unweigerlich. Dann gab es die Momente, in denen wir dich in unserem Garten beim Essen von Dreck, Blättern oder Blumen erwischten: eine Handvoll nach der anderen, zwanghaft. Weit mehr als die blinde Neugier anderer *keikis* in deinem Alter. Und manche Pflanzen – die Orchideen in den Hängetöpfen zum Beispiel – erblühten fast über Nacht in den unglaublichsten Farben.

Nur eins von diesen Dingen, sagten wir uns immer noch. Aber inzwischen weiß ich es.

Erinnerst du dich noch an Honoka‘a 1994? Es war gar nicht so anders als heute. Die Māmane Street, auf beiden Seiten niedrige Holzhäuser aus den Anfangstagen des Zuckerrohrs, die Eingangstüren neu gestrichen, aber drinnen noch alles beim Alten. Die verwitterten Autowerkstätten, die Apotheke mit immer denselben Sonderangeboten im Fenster, das Lebensmittelgeschäft. Unser gemietetes Haus am Ortsrand mit seinen Schichten von abblättrender Farbe und seinen vollgestopften kahlen Räumen, die Dusche hinten an die Garage geklatscht. Das Zimmer, das du mit Dean geteilt hast und wo es anfang mit deinen Alpträumen, in denen es irgendwie um Zuckerrohr und Tod ging.

Diese Nächte. Du kamst leise an unser Bett, noch in den Laken verheddert, schwankend, die Haare total verklebt, dein Atem schniefend.

Mama, sagtest du dann, es ist wieder passiert.

Ich fragte dich, was du gesehen hattest, und aus dir heraus kam ein Schwall von Bildern – schwarze Felder, rissig und

leer, Zuckerrohrhalme, die nicht aus der Erde wuchsen, sondern mir oder deinem Vater oder deinem Bruder oder uns allen aus der Brust, den Armen, den Augen, dann ein Geräusch wie in einem Wespennest – und während du sprachst, waren deine Augen nicht deine, dahinter warst nicht du. Du warst erst sieben, und die Sachen, die da aus dir herausströmten! Aber nach einer Minute warst du dann wieder da.

Das sind nur Träume, erklärte ich dir, und dann fragtest du, was ich meinte. Ich versuchte zu wiederholen, was ich von deinem Alptraum verstanden hatte – das Zuckerrohr, unsere Familie, die geerntet wurde, das Wespennest –, aber du wusstest nicht mehr, was du mir gerade erzählt hattest. Es war, als ob du gerade aufgewacht wärst und dich wundertest, warum du vor mir stehst und ich dir eine Geschichte von jemand anderem erzähle. Die Alpträume kamen alle paar Monate, dann alle paar Wochen, dann jede Nacht.

Die Zuckerrohrplantage gab es schon länger als uns, unsere ganze Seite der Insel war voller Zuckerrohrfelder, von *mauka* bis *makai*. Ich bin sicher, die Leute hatten immer schon von der letzten Ernte geredet, aber nicht geglaubt, dass sie je kommen würde. »In Hāmākua gibt's immer Arbeit«, sagte dein Vater und tat die Gerüchte mit einer Handbewegung ab. Aber dann, an jenem Septembernachmittag 1994, so bald schon, nachdem deine Alpträume ihren nächtlichen Rhythmus erreicht hatten, schallte das Hupen der Zuckerrohrlastwagen die Māmane Street entlang, und dein Vater war einer der Fahrer.

Wenn ich von oben auf unseren Ort hätte herabschauen können, würde ich es so beschreiben: Es kamen die Zug-

maschinen, viele mit den vergitterten Anhängern, die jetzt leer waren wie Tiergerippe; schwankend fuhren sie vorbei an den Kirchen, den leerstehenden Läden, wo mal massenhaft billiges Importplastikzeug verscherbelt worden war, an der Highschool gegenüber der Grundschule, am Football-Baseball-Fußballfeld. Als die Trucks tutend vorbeifuhren, kamen die Leute aus der Bank und dem Lebensmittelgeschäft und versammelten sich auf den Bürgersteigen oder am Straßenrand. Selbst die, die nicht rauskamen, mussten es gehört haben: das klagende Hupen der Laster, das Jaulen der Druckluftbremsen, den Trauergesang einer Industriebeerdigung. Es war der Sound einer kommenden Leere. Weil sie nie wieder auf den Feldern sein würden, waren die Trucks spiegelblank poliert, keine Spur Arbeitsdreck, und all den portugiesisch-japanisch-chinesisch-hawaiianischen Familien, die die Straßen säumten, zeigte das Chrom ein werberndes Bild ihrer dunkelbraunen Gesichter und der neuen Wahrheit, die sich dort abzeichnete.

Wir waren unter den Zuschauern, ich, Dean, Kai und du. Dean stand still und steif da wie ein kleiner Soldat. Er hatte mit neun schon so große Hände, und ich erinnere mich an seine trockene Hand um meine. Kai presste sich zwischen meine Beine, das leichte Kitzeln ihres Haars an meinen Oberschenkeln, Finger, die von hinten dagegendrückten. Du warst an meiner anderen Hand, und im Unterschied zu Dean mit seinem steif gehaltenen Nacken und der Verwirrung und Angst, die in seinen Fingern pochten, im Unterschied zu Kai mit ihrem verhaltenen Vierjährigen-Gedrängel, schienst du vollkommen im Frieden mit allem.

Jetzt erst kann ich erahnen, wovon du geträumt hast – wessen Tod es war, unserer oder der des Zuckerrohrs. Letztlich war es ja auch egal. Du hattest das Ende kommen sehen, vor uns allen. Das war das zweite Zeichen. Da war eine Stimme in dir, eine Stimme, die nicht deine war, du warst nur die Kehle. Sie versuchte, dir zu sagen – uns zu sagen –, was sie wusste, aber wir hörten ihr nicht zu, noch nicht.

Nur eins von diesen Dingen, sagten wir.

Die Zuckerrohrlander bogen kurz vor dem Lebensmittelgeschäft ab, fuhren den steilen Hügel hoch, aus dem Ort hinaus, und kamen nie mehr zurück.

Ein paar Monate nachdem die Plantage dichtgemacht hatte, waren wir ziemlich am Ende. Alle suchten Arbeit, dein Vater auch. Er fuhr stundenlang über die Insel, auf der Jagd nach einem Job, der wie ein *obake* war: eben noch da und schon wieder weg. Sonntagmorgens, im orangefarbenen Licht, das unsere alten Holzböden zurückwarf, stand er an der Arbeitsplatte in der Küche, die Hände um seinen Lieblingsbecher mit dampfendem Kona-Kaffee, und fuhr mit den Fingern über die Jobangebote in der Zeitung, und seine Lippen bewegten sich wie bei einem Beschwörungsgesang. Wenn er etwas fand, schnitt er es langsam aus, fasste es mit den Fingerspitzen und steckte es in einen braunen Briefumschlag, den er neben dem Telefon liegen hatte. Wenn er nichts fand, war das Geräusch der Zeitung, die er zerknüllte, wie von einem auffliegenden Vogelschwarm.

Aber das hielt ihn nicht davon ab zu lächeln, nichts konnte ihn davon abhalten. So war er schon gewesen, als alles seinen geregelten Gang ging, sogar in euren *hanabata-*

Tagen, als ihr rotzverkrustete Oberlippen hattet und gerade laufen lerntet und er euch in die Luft warf, dass euer Haar flog und eure Augen vor Vergnügen kleine Schlitze wurden und ihr in helles Kreischen ausbracht. Er warf euch so hoch, wie er konnte – bis an die Wolken, sagte er –, und wenn ihr wieder runterkamt, blieb mir das Herz stehen. Hör auf damit, sagte ich dann, vor allem, wenn er es mit Kauai machte.

Ich lass sie schon nicht fallen, sagte er. Außerdem können wir ja ein neues machen, wenn eins sich den Hals bricht oder was.

Manchmal blieb er auch morgens länger im Bett – er war die meiste Zeit ein Frühaufsteher gewesen und blieb es auch, als die Zuckerrohr-Trucks weg waren – und robbte an mich heran und kicherte durch seinen dünnen Schnurrbart, und dann versuchte ich, unter der Decke rauszukommen, bevor er einen fahren ließ und mich in der Deckenhöhle einsperrte, mit sich und mit dem käsig-bohnigen Gestank von dem, was gerade in seinem Darm gärte.

Schmeckt fast besser, wenn's rauskommt, als wenn's reingeht, oder?, sagte er dann und kicherte weiter, als ob wir wieder auf der Highschool wären und in der fünften Stunde nur noch Quatsch machten. Ich weiß noch, wie er einmal seine Furz-unter-der-Decke-Nummer machte und mir diese Frage stellte und ich sagte, weiß nicht, mal probieren, und den Zeigefinger unter seine Boxershorts schob und genau in sein Arschloch, und wie er quiekte und wegzuckte und sagte, he, das geht zu weit, das geht zu weit, und ich lachte und lachte und lachte. Irgendwie war da was an deinem

Vater und mir, an uns, an der Art, wie wir uns gegenseitig pushten, was gut zu den ruhigen Zeiten passte. Wie wir uns im Badspiegel gegenseitig beim Zähneputzen beobachteten oder mit dem einen Auto, das wir hatten, jonglierten (den klapprigen Pick-up hatten wir kurz nach deiner Geburt gegen einen klapprigen SUV eingetauscht), um euch alle zum Wissenschaftsprojekttag, zum Basketballtraining, zur Hula-Vorführung zu bringen.

Aber wenn wir unser Geld in eine Tasse getan hätten, wäre die Tasse halb leer gewesen. Dein Vater hatte Glück und fand einen Teilzeitjob in einem der Hotels, das, was alle wollten, aber er konnte nicht auf Vollzeit aufstocken und auch nicht im Restaurant arbeiten, wo es gutes Trinkgeld gab, sondern nur beim Zimmerpersonal, und wenn er heimkam, erzählte er mir von den kaum angerührten Tellern mit Ahi auf den Balkonen, wo Scharen von Mainas daran herumpickten, und von den Kleiderbergen auf den Hotelzimmerböden. Diese Haoles hatten zwei Garnituren Kleidung für jeden Urlaubstag, sagte er. Zwei für jeden *Tag*.

Und gefühlt war der Hoteljob, kaum dass er aufgetaucht war, auch schon wieder weg. Saisonale Umstrukturierung. Und meine Stunden im Macadamia-Lager wurden gekürzt. Unsere Mahlzeiten wurden schlichter, Ernährungspyramide hin oder her. Dein Vater tat, was er konnte, hier ein Haus streichen helfen, da ein bisschen Gärtnerarbeit, einige Tage gebückt auf der Farm von einem Freund. Ich ergatterte ein paar Spätschichten im Wipeouts Grill. Wir kamen kreuzlahm, mit schmerzenden Beinen und pochender Stirn nach Hause, und im Vorbeigehen übernahmen wir euch Kinder,

wenn die Schicht des einen zu Ende war und die des anderen begann. Aber diese Schichten wurden immer seltener, bis wir plötzlich zu Hause mit dem Taschenrechner herauszufinden versuchten, wie lange wir noch durchhalten würden.

»So geht's nicht«, sagte dein Vater. Es war spät am Abend, und ihr schließt schon alle. Ein Stück die Straße runter bellten Hunde, aber das Geräusch war leise, und wir waren es gewohnt. Im goldenen Licht der Schreibtischlampe sah unsere Haut aus wie mit Honig glasiert. Die Augen deines Vaters waren feucht. Er wollte mir nicht ins Gesicht sehen, und mir ging auf, dass ich schon lange keinen Witz mehr von ihm gehört hatte. Da bekam ich wirklich Angst.

»Wie lange noch?«, fragte ich.

»Vielleicht zwei Monate, bis es kritisch wird«, sagte er.

»Und was dann?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort wusste.

»Ich ruf Royce an«, sagte er. »Wir haben schon geredet.«

»Royce wohnt auf O'ahu«, sagte ich. »Das sind fünf Flugtickets. Und es ist eine ganz andere Insel, eine *Großstadt*. Großstädte sind nicht billig.« Aber dein Vater war schon aufgestanden und auf dem Weg ins Bad. Das Licht ging an und die Lüftung, dann lief Wasser zischend und plätschernd ins Becken, und ich hörte sein Schnauben, als er sich das Gesicht wusch.

Ich wollte was kaputtschlagen, es war so still. Dein Vater kam wieder ins Schlafzimmer.

»Ich hab's mir überlegt«, sagte er. »Ich verkauf meinen Körper. Die *mahus* kriegen meinen *okole*, und die *Ladys* kriegen meinen *boto*. Ich würd's für uns tun.«

»Ich würd's für *dich* tun«, schob er nach einer kurzen Pause hinterher. Er hatte sein Hemd ausgezogen und betrachtete sich in unserem hohen Spiegel. »Ich mein, schau doch mal, wie viel Sex in diesem Body steckt.«

Ich kicherte und umarmte ihn von hinten. Ich betastete seine Brustmuskeln und ignorierte, dass sie schon ein bisschen zu Männertitten absackten. »Für die würd ich wohl schon was zahlen«, sagte ich.

»Wie viel?« Dein Vater grinste im Spiegel.

»Na ja«, sagte ich, »was ist denn inbegriffen?« Ich ließ meine linke Hand runtergleiten, schob sie in seine Hose.

»Kommt drauf an«, sagte er.

»Hmm«, sagte ich. »Was ich da fühl, ist wohl zwei, drei Dollar wert.«

»Hey!« Er zog meine Hand heraus.

»Ich würde pro Minute zahlen«, sagte ich achselzuckend, und dein Vater prustete los. Aber dann wurde er plötzlich ernst.

»Wir werden mehr verkaufen müssen als nur meinen Schwanz«, sagte er.

Wir setzten uns beide auf die Bettkante.

»Kau und Nainoa tragen schon Deans alte Sachen«, sagte ich. »Sie kriegen das Schulesen kostenlos.«

»Ich weiß.«

»Was hatten wir gestern zum Abendessen?«, fragte ich.

»Saimin mit Dosenfleisch.«

»Und vorgestern?«

»Reis mit Dosenfleisch.«

Dein Vater stand wieder auf. Er ging an unseren Schreib-

tisch und legte die Hände darauf, als wollte er ihn verschieben.

»Fünfzehn Dollar«, sagte er.

Er richtete sich auf, seufzte und legte eine Hand auf die Kommode. »Fünfundzwanzig Dollar.«

»Vierzig«, sagte ich.

»Zwanzig.« Er schüttelte den Kopf.

Er ging umher und berührte alles, was er sah: eine Lampe, siebzehn Dollar, ein Bilderrahmen, zwei, ein Schrank voller Fünf-Dollar-Klamotten, die Summe unseres Lebens im besten Fall vierstellig.

Und obwohl ich nie gut in Mathe war, sah ich, was am Ende herauskam, nämlich abgestelltes Licht und Zahlungspläne und Eimerduschen. Darum stand ich drei Tage später, als ihr in der Schule wart, am Straßenrand, das Jagdmesser deines Vaters in der Umhängetasche, und hielt den Daumen raus, schaffte es zum Nulltarif die vierzig Meilen nach Hilo, nur um dort im schwülen Regen zur Wohngeldbehörde zu marschieren und unseren Antrag zu stellen. »Warum sind Sie hier?«, fragte die Frau am Tresen nicht unfreundlich, und mit ihren dunklen, sommersprossigen Armen, den extra Fleischfalten außerhalb der ärmellosen Bluse hätte sie meine Schwester sein können, war sie meine Schwester.

»Warum bin ich hier«, wiederholte ich. Wenn ich die Antwort gewusst hätte, hätte ich nicht dagestanden, nass im dampfenden Hilo, und um die Wohngutscheine gebettelt.

Und so war unsere Lage, als das dritte Zeichen kam. Wir konnten nirgends mehr sparen. Aber Royce hatte sich eingesetzt. Ein Anruf von ihm für deinen Vater und der Satz: »Ich glaub, ich hab was für dich, Cuz«, und plötzlich waren alle Weichen für O‘ahu gestellt. Wir hatten schon einen Teil unserer Sachen verkauft, und jetzt verkauften wir noch mehr, bauten das Zeug in Waimea am Straßenrand auf, beim Spielplatz gegenüber der katholischen Kirche, und jeder, der zum Strand wollte, musste dran vorbeifahren. Durch das Geld, das wir damit machten, und mit den Lebensmitteln von der Tafel und dem Wohngeld hatten wir ein kleines Polster, genug für fünf Tickets nach O‘ahu, und es blieb sogar noch was auf dem Konto.

Dein Vater hatte mit dem restlichen Geld was Bestimmtes vor: eine Tour mit einem Glasbodenboot vor der Kona-Küste. Ich weiß noch, dass ich sagte, nein, das geht nicht, wir müssen jeden Cent für O‘ahu sparen. Aber er fragte, was das denn für ein Vater ist, der seinen Kindern nicht mal eine Freude machen kann.

»Sie verdienen mehr, als sie zurzeit kriegen«, sagte er, das weiß ich noch genau, »und wir müssen sie dran erinnern, dass es wieder besser wird.«

»Aber wir brauchen keine Touristenbootstour«, sagte ich. »Die Art Familie sind wir nicht.«

»Tja«, sagte er, »vielleicht will ich ja wenigstens einmal die Art Familie *sein*.«

Darauf wusste ich nichts zu sagen.

Also Kailua-Kona, Ali‘i Drive, niedrige Steinmauern und geschwungene Gehwege vor Stränden aus zuckerfeinem

Sand und all die kleinen Touristenfallen-Shops, die zu den Beach-Hotels führen wie eine Spur von Brotkrumen. Dein Vater und ich standen am Kona-Pier, mit Tickets für uns und euch Kinder, und sahen zu, wie das Wasser wogte und all die blitzblanken Boote auf und ab schaukelten. Der Pier war lang und geteert und stachlig von Angelruten, und etwa auf der Hälfte warfen sich einheimische Jungen vom Rand ins Wasser, immer und immer wieder, hinein in den Schaum vom Sprung des Jungen davor, mit *Chee-boo*, und patschten dann mit ihren nassen Füßen wieder die Holzstufen rauf.

Dann hatten wir den Pier von Kona hinter uns gelassen, saßen auf Plüschsitzen auf der *Hawaiian Adventure*. Ein Trimaran, einer wie die, die wir immer im Dunst vor der Kona-Küste sahen, vor allem bei Sonnenuntergang, Boote mit Rutschbahnen am Heck und schwatzenden hummerfarbenen Touristen auf dem überdachten Deck. Aber dieser hatte im mittleren Rumpf einen dicken Glasboden, durch den wir ins Meer schauen konnten, und während die Motoren immer wieder ein leichtes Vibrieren durchs Deck schickten, wurde die Farbe des Wasser von Blaugrün zu einem tiefen Fast-schon-Lila, und die Korallenriffe waren dicht und knorrig, und stellenweise wuchsen da Finger oder Gehirne oder die spitzen roten Fangarme von Seeanemonen, die sich im Wasser wiegten, als wäre es Wind. Ich roch, wie die Sonne das alte Salz am Boot erwärmte, roch den zu süßen Malolo-Sirup im Fruchtpunsch und die stechenden Dieselabgase, die die mahrenden Motoren ausrülpsten.

Die meiste Zeit saßen wir drinnen, alle fünf nebeneinander auf den Plüschsitzen in der vordersten Reihe,

und guckten durch den Glasboden. Ich erzählte Geschichten darüber, welches Tier welcher Gott war und wie sie die ersten Hawaiianer gerettet oder bekämpft hatten, und dein Vater machte Witze darüber, wie seine Filipino-Vorfahren nur Dornhaie oder die schwarzen Fische mit den langen Nasen gegessen hatten, und die Sonne fiel schräg unter dem Dach herein, und der Motor ließ unsere Sitze vibrieren. Ich war in einem warmen, trägen Nirgendwo, und Kauai schlief in meinen Armen, als ich plötzlich aufwachte, ohne zu wissen, warum.

Du und Dean und dein Vater wart weg, ja, es war überhaupt niemand in der Aussichtskabine. Von draußen auf dem Deck kamen laute Stimmen. Die Stimmen waren abgehackt, gaben kurze Kommandos: wenden, weiter hinzeigen, Rettungsring! Ich weiß noch, dass ich das Gefühl hatte, die Stimmen kämen vom anderen Ende einer Höhle, von so weit weg und wie durch Watte in meinem Kopf.

Ich fasste Kauis Hand. Sie rieb sich immer noch die Augen und quengelte, aber ich war schon mit ihr auf der Treppe von der Aussichtskabine zum Sonnendeck. Wahnsinnsweiß. Ich musste meine Augen mit der Hand abschirmen und so fest zusammenkneifen, dass es sich anfühlte, als ob es mir das Zahnfleisch hochschob. Leute standen an der Drahtseilreling des glatten, weißen Decks und guckten ins Meer. Zeigten mit dem Finger.

Ich erinnere mich, dass ich deinen Vater und Dean sah. Sie waren vielleicht zehn Meter von mir und Kauai entfernt, und ich war verwirrt, weil dein Vater Dean von der Reling wegzuziehen versuchte und Dean schrie: *Lass mich*, und:

Ich krieg ihn. Einer von der Besatzung, mit einem weißen Polohemd und einer weißen Basecap, warf einen roten Rettungsring, und der eierte an seiner Leine in die Luft hinaus.

Bin ich da zu deinem Vater gerannt? Hatte er Dean von der Reling weggezogen? Hielt ich Kauis Hand so fest, dass es ihr wehtat? Ich kann es nur vermuten, erinnern kann ich mich nicht. Ich weiß nur noch, dass ich neben deinem Vater auf dem strahlend weißen Deck stand, das sich mit den Wellen hob und senkte, und dass wir alle da waren außer dir.

Dein Kopf tanzte im Meer wie eine Kokosnuss. Du warst immer weiter weg und immer kleiner, und das Wasser zischte und schlug gegen das Boot. Ich erinnere mich nicht, dass jemand groß was sagte, außer dem Kapitän, der immer wieder von oben rief: »Weiter hinzeigen. Wir wenden. Immer weiter hinzeigen.«

Dein Kopf verschwand, und das Meer war wieder glatt und leer.

Aus den Lautsprechern kam ein Song. Eine blecherne, kitschige Coverversion von »More Than Words«, das ich heute noch nicht mehr hören kann, obwohl ich es mal mochte. Die Motoren rackerten. Der Kapitän oben am Steuer sprach von dort aus, wies Terry an, weiter hinzuzeigen. Terry war der, der den Rettungsring geworfen hatte, den Ring, der jetzt leer auf den Wellen trieb, immer weiter weg von da, wo ich deinen Kopf zuletzt gesehen hatte.

Ich hatte es satt, gesagt zu kriegen, ich solle hinzeigen, solle abwarten, also sagte ich was zu Terry. Er machte eine Grimasse. Dann bewegte sich sein Mund unter dem Schnurrbart, sagte was zu mir. Und der Kapitän rief wie-

der was von oben. Dein Vater redete auch los, und alle vier redeten wir irgendwas. Ich glaube, am Ende sagte ich was, was Terry schockte, denn sein Gesicht um die Sonnenbrille herum wurde rot. Ich sah mich in diesen verspiegelten Gläsern, meine Hautfarbe dunkler, als ich dachte, was mich freute, und meine Basketballschultern und dass ich die Augen nicht mehr zusammenkniff. Dann waren meine Füße auf dem Drahtseil, und Terrys Augenbrauen fuhren in die Höhe, und er öffnete den Mund, um was zu sagen. Er griff nach mir – und ich glaube, dein Vater auch –, aber ich sprang in den großen, leeren Ozean.

Ich schwamm noch nicht lange, als die Haie unter mir durchglitten. Ich erinnere mich zuerst an dunkle Schatten, dass das Wasser mir sagte, wie schwer diese Tiere waren, dass ich eine Druckwelle an Beinen und Bauch spürte. Dann waren sie unter mir durch und ihre vier Dreiecksflossen durchstachen die Oberfläche, Messer auf dunklen Wasserhügeln, die in deine Richtung schnitten. Als sie dort ankamen, wo dein Kopf gewesen war, tauchten die Haie ab. Ich schwamm hinter ihnen her, aber die Entfernung hätte die nach Japan sein können. Einmal tauchte ich unter, versuchte, was zu sehen. Unter Wasser war nichts als verschwommenes Dunkel und Schaum, da wo die Haie waren. Andere dunkle Farben. Dicke rote Fäden, die aus dem Schaum aufstiegen – ich wusste, das würde das Nächste sein.

Ich hatte keine Luft mehr. Ich tauchte auf und rang nach Sauerstoff. Falls da Geräusche waren, falls ich schrie, falls das Boot näher gekommen war, weiß ich es nicht mehr. Ich tauchte wieder ab. Das Wasser da, wo du warst, war

total aufgewühlt. Die Formen der Haie schlugen mit den Schwänzen, glitten tiefer, höher, wie eine Art Tanz.

Als ich das nächste Mal Luft holte, warst du an der Oberfläche, lagst wie eine Lumpenpuppe seitwärts im Maul eines Hais. Aber der Hai hielt dich behutsam, verstehst du? Er hielt dich, als wärst du aus Glas, als wärst du sein Kind. Sie brachten dich gradewegs zu mir, der Hai, der dich hielt, hatte den Kopf über Wasser wie ein Hund. Die Gesichter dieser Haie – ich will nicht lügen. Ich machte die Augen zu, als sie näher kamen, als ich sicher war, dass sie mich auch schnappen wollten, und falls auf dem Boot alle riefen und schrien, was sie vermutlich taten, und falls ich irgendwas dachte, erinnere ich mich nicht dran, ich erinnere mich nur an das Schwarz meiner geschlossenen Augen und meine stummen Gebete.

Die Haie griffen nicht an. Sie schwammen wieder unter mir durch und um mich herum, die Druckwelle wie ein starker Wind. Und dann öffnete ich die Augen. Du warst dort am Boot, an einen Rettungsring geklammert. Dein Vater beugte sich runter und streckte die Hand nach dir aus – ich weiß noch, dass ich wütend war, weil er so langsam machte, sich alle Zeit der Welt ließ, und ich wollte sagen: *Bist du ein verflixter pau-hana-Sesselfurzer? Hol unser Kind da raus, lebend*, und du warst am Husten, was hieß, du warst am Leben, und da war keine rote Wolke im Wasser.

Das war nicht einfach nur eins von diesen Dingen.

Oh, mein Sohn. Inzwischen wissen wir, dass nichts davon nur das war. Und da fing ich an zu glauben.

NAINOA, 2000

Kalibi

Das Blut, erst ganz still, dann laut, bummernd, wenn es in meine Knöchel schoss. Aufgerissene Knöchel, geschwollene Knöchel, blutige Knöchel. Blutige Knöchel, benutzt zum Zuschlagen und Wehtun, nicht weil ich es wollte, sondern weil mein Bruder wollte, dass ich es tat. Es war Neujahrsnacht, Black-Cat-Kracher überall in der Sackstraße, knall, knall, knall, ganze Familien auf grünen Plastikstühlen in ihrer Einfahrt, die Bürgersteige schwarz verschmiert und mit roten Papierfetzen übersät. Das Feuerwerk war in vollem Gang, und Skyler und James verzogen sich hinter die Garage, um mit Dean Bloody Knuckles zu spielen, und weil Dean mitging, ging ich auch mit, und weil ich mitging, ging auch Kauai mit.

Seit Jahren schon versuchte ich zu verstehen, was da in mir war, während der Rest der Welt es aus mir herausreißen wollte. Vor allem mein Bruder manchmal. Das war eine von den Nächten, in denen er mich hasste.

Skyler, James, beide *hapa*-Japaner, große, dickliche, stinkende Teenager. James mit seiner Zahnsperre, glitzernd und Spucke sprühend. Skyler mit seinem strähnigen Haar und seinen Aknepickeln. Beide in ihren Preppy-Klamotten, alles Polo und Abercrombie. Und dann mein Bruder mit sei-

nen kinnlangen Korkenzieherlocken, seinen Baggy-Boardshorts, seinem zu kleinen Locals-Only-Shirt, seiner dunklen Surferhaut und seinen aufgeworfenen, dicken Lippen. So offensichtlich, dass wir nicht dazugehörten, aber Dean wollte immer nach oben. Er und Skyler und James, die Knöchel schon blasig und blutig, aber sie lachten und schüttelten sich den Schmerz aus der Hand.

»Jetzt der Wunderknabe«, sagte James durch seine Zahnsperre und deutete mit dem Kinn auf mich.

»Voll meine Meinung«, sagte Skyler. »Klar, Dean?«

Den ganzen Abend hatte mein Bruder die beiden schon übertrumpft, James und Skyler. Mein Bruder, der schneller laufen, dreckiger fluchen konnte, der als Einziger fix genug war, um den Erwachsenen ein Bier aus der Kühltasche zu klauen. So total cool, und alles für James und Skyler, weil ihre Eltern schicke SUVs hatten und schwere dunkle Möbel in ihren hohen Zimmern, weil sie all das waren, was Dean sein wollte. Aber wie sollte er das schaffen, fragte er sich garantiert, wenn nicht, indem er sich so an reiche Jungs ran-schmiss, dass vielleicht etwas von dem auf ihn überging, was sie waren und wir nicht.

Und mein Bruder und ich wussten beide, dass ich der Einzige war, der etwas für uns getan hatte, wegen der Haie und dem, was dann gefolgt war. Wir waren in den Nachrichten und in den Zeitungen gewesen, und jedes Mal hatten Mom und Dad drüber geredet, wie arm wir waren. Also kriegten wir Spendenschecks und gebrauchte Kleidung und manchmal sogar Gratisessen von all den Leuten, die gesehen und gehört hatten, was Mom und Dad immer wieder erzähl-

ten: dass ich zwar Glück gehabt und die Haiattacke überlebt hatte, dass uns aber stattdessen die Kosten für Lebensmittel und die Miete und die Rechnungen umbringen würden.

Und auch nach den Briefen und Spenden ging es weiter. Ich schrieb in meiner Bewerbung für die Kahena Academy von der Sache mit den Haien, und das Auswahlkomitee hatte wohl auch von mir gehört. Also kam ich – mit einem Vollstipendium für Native Hawaiians – auf die beste Privatschule im ganzen Bundesstaat, obwohl die meisten Kids dort viel reicher waren als James und Skyler.

Und meine Familie und vor allem Dean sahen ja, was sich bei mir sonst noch alles tat, wie ich so schnell lernte, als ob mein Gehirn mich durch Zauberkraft an all meinen Klassenkameraden vorbeikatapultierte. Und dann noch die Ukulele, die Songs, die ich spielen konnte. *Er ist eine Art Wunderkind*, sagten die Lehrer, und Mom und Dad strahlten wie die Sonne, wenn die Lehrer von mir sprachen. Sie fingen an zu sagen, ich sei was Besonderes. Auch dann, wenn Dean und Kauai es hören konnten.

All diese Sachen also, und mein Bruder jetzt hier mit James und Skyler und ich dabei. Sie wussten ja alle, was sie gehört hatten.

»Also, was ist, Dean«, sagte Skyler. »Kann ich jetzt gegen ihn oder was?«

Dean sah mich an und fing an zu grinsen, aber ich könnte schwören, dass er unten drunter hin- und hergerissen war, vielleicht ja doch zurückrudern wollte, er war schließlich immer noch mein Bruder. Aber dann wurde das Grinsen breiter. »Jeder kommt mal dran, Noa«, sagte er.

Illegale Raketen – die Sorte rote, blaue und goldene Explosionen, die nur Hotels zünden durften – krachten im Schwarz über uns und warfen unsere Schatten auf die verputzten Wände von Skylers Villa.

»Du bist mindestens hundert Pfund schwerer als ich«, sagte ich zu Skyler. Als ob das was helfen würde, als ob irgendwas helfen würde.

»Stell dich nicht so an«, sagte James. »Schwuchtel.«

»Los, hol dir ‘n paar blutige Knöchel«, sagte Skyler und trat auf mich zu. Seine Schlaghand zuckte immer noch. Er richtete sie auf mich, ballte die Faust, langsam und steif, und ich sah die abgelöste Haut auf seinen Knöcheln, die blutigen Stellen. Um die Ecke kam das Gemurmel der Party, das Klirren von leeren Bierflaschen, die sich auf einem Haufen sammelten, das Knallen der Böller.

»Halt die Klappe«, sagte Kaui mit ihrem Stimmchen und stemmte doch tatsächlich die Hände in die Hüften. Wir Jungen erstarrten, wir hatten sie ganz vergessen, da neben mir, meine kleine Schwester, drei Jahre jünger als ich.

Ich sah wieder Dean an. Ich wollte, ich hätte es nicht getan, es ist mir jetzt noch peinlich. Dass ich dachte, er würde doch noch einschreiten, sagen, es sei ja nur ein Witz, natürlich dürfe ein Teenager mit dem Körper eines Mannes nicht auf einen kleineren Jungen einschlagen.

»Komm schon, *mahu*«, sagte Skyler. »Was ist, boxt wohl zum ersten Mal? Los, Hand hoch.«

Ich hob die Faust. Dean lehnte sich lässig an die Garagenmauer, verschränkte die Arme.

Kaui sagte: »Noa, nicht.«

»Geh weg«, sagte ich zu ihr. »Das ist unsre Sache.«

Skyler brachte seine Faust in Stellung. Fünfzehn Zentimeter vor meiner. Unsere Knöchel: seine schon von Schlägen angefressen, meine glatt und schmal, selbst ich sah, wie es ausgehen würde. Dann setzte Skyler zum Schlag an; ich zuckte zurück. »Nicht wegzucken«, sagte er und boxte mir mit der anderen Faust auf den Oberarm, bald würde ich dort einen blauen Fleck haben wie am Tag nach der Impfung. »Noch mal«, sagte er.

Also brachten wir unsere Fäuste wieder in Position. Ich versuchte, mein Handgelenk steif zu machen, mir vorzustellen, dass ich irgendwas war, was nicht kaputtging oder wegnickte, eine Statue, ein Zug oder eine Felswand, aber dann boxte er auf meine Knöchel. Es gab ein knöchernes Geräusch.

Schmerz schoss bis in meinen Ellbogen, ich stieß einen Laut aus, Skyler lachte höhnisch. »Musst gleich noch mal ran, wenn du so rumheulst, Weichei.«

Ich sah wieder Dean an, aber er tat, als interessierte ihn nur das Feuerwerk, das über uns glühte.

»Er wird dich nicht retten«, sagte James. »Große Jungs kommen selber klar, reiß dich zusammen, Heulsuse.«

Meine Zähne waren so fest zusammengebissen, dass mein ganzer Kiefer ein einziger, immer weiter anschwellender Schmerz war, so wie meine Knöchel, nicht weinen, nicht weinen, nicht weinen. »Ihr Deppen könnt ja nichts als boxen«, sagte ich. »Ihr werdet um einen McDonald's-Job beten, wenn ich mein Abschlusszeugnis von der Kahena in der Tasche hab.«

James' Füße bewegten sich im Gras, ich hörte es knistern.

»Hast du den Klugscheißer gehört?«, sagte James zu Skyler.
»Vielleicht können wir in der zweiten Runde ja beide ran.«
»Nein«, sagte Skyler. »Nur ich.«

Meine Hand zitterte jetzt, mein Puls bummerte in den Fingern und im Handteller, aber ich schloss die Faust, und der Schmerz sengte sich noch weiter durch meine Knochen. Ich hielt meine Faust wieder fünfzehn Zentimeter vor Skylers. Er schlug zu, noch fester, als ob eine schwere Tür zu knallte und ich die Hand noch dazwischen hätte. Eine Explosion in meinen Handknochen, so gewaltig, dass sie durch meine Augen schoss, kurz alles weiß, dann fiel ich auf den Arsch. Bei der Landung wimmerte ich wie ein Hundebaby.

James und Skyler lachten beide. Skyler wedelte mit seiner Schlaghand, und vorn auf dem Rasen musste jemand einen guten Witz erzählt haben, weil alle Erwachsenen gleichzeitig lachten.

Kaui trat vor mich. »Hört auf, ihr *botos*«, sagte sie.

»Was?« James lachte wieder. »Hä, was hast du gesagt?«

»Ich hab gesagt, es reicht«, sagte Kaui.

»Vielleicht willst du dann ja ran?«, sagte James zu ihr.
»Du gegen mich.«

Dean löste sich von der Mauer. »James, mach kein Scheiß nich.« Er hatte sein Pidgin einen Gang hochgeschaltet, weil Mom und Dad nicht dabei waren.

»Mach doch«, sagte Kaui zu James.

»Klappe jetzt, alle beide«, sagte Dean.

»Zu spät«, sagte Kaui. Dann zu James: »Mach doch, Angsthase.«

»Pass auf, was du sagst«, sagte James.

»Pass selber auf«, sagte Kauai mit dem ganzen Trotz ihrer zehn Jahre. »Los, Feigling.« Sie hielt die Faust hin, wie ich meine gehalten hatte, aber ihre war so viel kleiner und molliger, dass da fast keine Knöchel waren.

James postierte seine Faust fünfzehn Zentimeter vor ihrer.

Kauis Gesicht wie aus Koa geschnitzt, kleine braune Schwester, das buschige Haar in Schwänzchen. Ich wusste nicht, was sagen – ein Teil von mir fand, sie sollte es mal probieren, weil sie immer glaubte, sie könnte mit mir und Dean mithalten, obwohl sie fünf Jahre jünger war als er und drei Jahre jünger als ich, sie sollte lernen, wo ihr Platz war ... aber ein anderer Teil von mir wollte nicht, dass sie's probierte, weil ich wusste, wie es sich anfühlen würde, wenn es vorbei war.

»Kaui«, sagte Dean.

»Mach«, sagte Kaui zu James, die Faust immer noch vor sich.

James zuckte mit den Schultern, zielte mit seiner Faust auf ihre. Er täuschte einen Schlag an, Kaui zuckte nicht. Er verlagerte sein Gewicht und schlug aus der Schulter, doch als seine Faust ihre traf, war sie keine Faust mehr, er hatte die Hand geöffnet und packte ihr Handgelenk, lachte. Täschtelte ihre Hand. »Hey, ich schlag doch kein Mädchen, schon gar nicht Deans Schwester.«

Dean lachte auch, er wusste, er hatte gewonnen, James und Skyler mochten ihn genug, wahrscheinlich wegen dem, was er sie mit mir hatte machen lassen. Ich hab's freiwillig getan, wollte ich sagen. Ich bin die Hauptperson, nicht du. Aber die drei stellten sich näher zusammen, ein loser Kreis, und Kaui und ich blieben außen vor.